

11) Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

„Sie haben also Papiere vernichtet?“ fragte der Präsident.

„Aber natürlich!“

„Ich notiere das!“ rief Herr Rutor.

„O, Herr Präsident, es handelte sich um intime Briefe, die nur mich angingen.“

Das war gleichgültig. Der Zwischenfall fiel zu seinen Ungunsten aus, und der Wachtmeister ging, sich in den Hüften wiegend, wie ein Triumphator auf seinen Platz zurück.

Der Gerichtsdiener rief jetzt Frau Donnaz auf und führte eine alte, ganz gebeugte Frau vor. Ihr durchfurchtes Antlitz, das unter einer schwarzen Tüllhaube hervorsah, glück zerknülltem Pergamentpapier, die Lippen schrumpften über den zahnlosen Kiefern zusammen. Auf dem vorgeschobenen Kinn waren einige weiße Haare. Sie war so erregt, daß sie nicht wußte, wohin sie zu gehen hatte. Ihr Führer stellte sie vor dem Gitter auf, an das sie sich mit ihren braunen Händen festklammerte. Sie war taub und verstand nicht gleich die Fragen des Präsidenten. Dieser mußte laut sprechen, und seine Stimme bekam dadurch einen rauhen, herben Ton.

Luisa Donnaz war Dienstmädchen bei der Mutter des Angeklagten gewesen. Als jene gestorben war, blieb sie im Hause und war dort die wichtigste Stütze bis zum Tode des Hauptmanns. Die Wirtschaft wurde aufgelöst. Luisa nahm Dienst in einer fremden Familie an, und später, als Frau de Bellice starb, zog sie in das Haus des Generals und blieb beständig in La Combette. Rheumatismus machte sie arbeitsunfähig, aber der General wollte sie trotzdem behalten; doch da er ihr eine kleine Pension bewilligte, zog sie es vor, das Heim mit ihrer Schwester, einer Händlerin in Montrouge, zu teilen. Der Untersuchungsrichter hatte sie vorladen lassen, weil sie in beiden Häusern gedient hatte und vielleicht eine Auskunft geben konnte, die das Testament erklären würde. Er hatte nichts aus ihr herausholen können: der General war reich und gut . . . er hatte Herrn Lionel aufwachsen sehen . . . sie hatte immer gedacht, daß er ihm sein Geld lassen würde . . . Trotz ihrer wertlosen Antworten ließ die Anklage sie in der Hoffnung vorladen, daß ihre Zunge vor dem Gerichtshof gelöst würde.

Als sie ihren Schwur abgelegt hatte und ihre Hand schnell herabgleiten ließ, mußte der Präsident zweimal wiederholen: „Machen Sie Ihre Aussage!“

Sie betrachtete ihn mit weit aufgerissenen Augen und hielt den Kopf halb zur Seite, um mit dem Ohr, mit dem sie besser hören konnte, zu lauschen. Da sie sagte, daß sie zu alt wäre, um sich an etwas zu erinnern, mußte man ihr die Antworten brockenweise herausziehen: sie hatte „Herrn Lionel“ seit Jahren nicht wiedergesehen . . . früher hatte er sie von Zeit zu Zeit im Laden von Montrouge besucht . . . dann hatte er sie vergessen; o, sie war ihm nicht böse, er hatte so viel zu tun . . .

Der Präsident forschte weiter; er fühlte instinktiv, daß sie mehr wußte, als sie sagen wollte.

„Wie erfuhren Sie das Unglück?“ fragte er, „das Unglück, den Tod des Generals?“

„Ich habe alles das gelesen . . . in der Zeitung.“

„Was dachten Sie beim Lesen?“

Sie schien nicht zu verstehen. Er wurde dringlicher.

„Sie haben sich doch dabei irgend etwas gedacht? Sie lasen doch den Bericht nicht wie alles andere, nicht wahr? Er hat Sie doch aufgeregt. Also versuchen Sie uns Ihre Eindrücke zu schildern!“

Luisa Donnaz begann zu erzählen, langsam, nach Worten suchend, und je weiter sie sprach, um so besser ging es:

„Meine Schwester brachte mir die Zeitung . . . weil die Zeitungen, ich . . . ich lese keine! . . . Sie sagte mir: Höre, Dein General, Du weißt nicht . . . Nein, habe ich ihr gesagt, ich weiß nicht. Nun hat sie mir gesagt, es ist ihm ein Unglück passiert . . . Ach, du lieber Gott, sagte ich, was für ein Unglück? Da hat sie mir von der Jagd vorgelesen, von der Kugel, alles das. Und sie sagte: Nun was sagst du dazu?

. . . Aber ich, ich konnte nichts sagen, weil . . . ich dachte an Herrn Lionel . . . der den General liebte . . . und ich weinte. Und so ist's gewesen! . . .“

„Ist das alles?“

„Ich sagte zuletzt: Herr Lionel wird sich niemals darüber trösten können!“

Sie zögerte wie vor einem unangenehmen Geständnis.

„Und meine Schwester sagte mir: Das ist noch nicht alles. Und . . . Deine Pension? . . .“

Das Publikum lachte. Herr Motiers de Fraisse gebot Ruhe.

Man muß die Situation verstehen. Diese brave Frau lebt von der Pension. Daß sie an ihr tägliches Brot dachte, ist ganz natürlich. Aber dann, Frau Donnaz, als Sie von dem Verdacht hörten, der auf Vermantes ruhte?“

„Da sagte ich: Dieses Mal irren sie sich sicher . . . Herr Lionel soll ein Mörder sein . . . ach nein, ganz gewiß nicht, der . . . der so nett war, als er klein war . . .“

„Sie wissen nichts von dem Verbrechen, das ist selbstverständlich. Aber vielleicht wissen Sie Dinge, die uns bei unseren Untersuchungen helfen können, Dinge aus der Vergangenheit. . . . Erinnern Sie sich! . . . Haben Sie eine Ahnung, ob Vermantes irgendwelchen Grund hatte, einen Groll gegen den General zu hegen?“

„Das sicherlich nicht, Herr Präsident! . . . Herr Lionel liebte den General wie . . . wie . . . na, von ganzer Seele, ja! Groll, er Groll gegen den General? . . . Ach nein!“

„Wissen Sie, daß einige Zeit das Gerücht verbreitet war, daß der Angeklagte Beziehungen zu einer Person hatte, die dem General nahestand?“

„Das weiß ich nicht!“

„Sie brauchen das nicht zu wissen. Es handelt sich um alte Geschichten vor Ihrem Dienst bei dem General. Danach soll sich der General für den Angeklagten interessiert haben, weniger aus persönlicher Zuneigung als durch den Einfluß seiner Frau: . . . verstehen Sie?“

Luisa Donnaz schüttelte langsam den Kopf und bewegte die Lippen. Das misstrauische Erstaunen, das ihr Gesicht zuerst ausdrückte, verwandelte sich nach und nach, je besser sie verstand, in wahrhafte Betroffenheit. Sie erhob die Hände, faltete sie auf der Brust und stotterte:

„Wie man das sagen kann . . . ach, das geht doch nicht . . . das ist doch noch weniger möglich!“

„Weniger möglich . . . als was?“

„Als den General getötet zu haben.“

„Machen Sie sich klar, was Sie sagen; Sie meinen, das ist noch weniger möglich, daß Vermantes der Liebhaber von Frau de Bellice war, als der Mörder des Generals? Warum?“

„Darum!“

„Darum ist keine Antwort. Erklären Sie!“

Die alte Frau sah verzweifelt umher, und plötzlich begann sie sehr schnell zu sprechen und wiederholte sich.

„Weil ich genau weiß, wie der General Herrn Lionel liebte! . . . Ich weiß es . . . Seit Herr Lionel in der Wiege lag, Sie begreifen, Herr Präsident, ich habe den General immer da gesehen, also ich weiß, wie er Herrn Lionel liebte . . . er ließ ihn auf den Knien reiten, und Herr Lionel lächelte ihn an! . . . Während seine Frau . . . seine Frau . . . also wenn man diese Sachen sagt, sind sie nicht wahr!“

„Frau de Bellice hatte keine Kinder. War sie vielleicht eifersüchtig auf diese Zuneigung?“

„Das sage ich nicht! Nein, das sage ich nicht! Aber schließlich . . . wirklich, ich weiß es nicht . . . und dann ist es schon zu lange her.“

Sie schien außerordentlich erregt zu sein. Herr Motiers de Fraisse hatte den Eindruck, als ob er sich einer wichtigen Entdeckung näherte. Aber da er diese Wendung des Verhörs nicht vorausgesehen hatte, ging er nicht mit seiner gewöhnlichen Genauigkeit vor und fragte fast zufällig:

„Kannte der General die Familie Vermantes schon, als Sie dort in den Dienst zogen?“

„Natürlich kannte er sie!“

„Waren sie sehr befreundet?“

„O ja! . . . Der General war damals erst Oberst . . . er kam fast täglich zu uns!“

„Fast täglich? Gingen Vermantes ebenso oft zu ihm?“
 „Sicherlich nicht!“
 Bei aller Vorsicht waren der alten Frau zuletzt Worte entschlüpft, die sie nicht hatte sagen wollen. Sie bemerkte es und wurde immer verwirrter. Herr Motiers de Fraisse ließ nicht locker.

„Also der Oberst ging fast täglich zu dem Hauptmann, während der Hauptmann selten zu dem Oberst ging? Besuchten sich die Frauen der beiden?“

Bei jeder Frage zog sich das Netz enger zusammen. Luise Donnaz stotterte:

„Ich glaube ja, ich glaube . . . daß die Damen . . . sich ein wenig kannten.“

„Ein wenig? Was soll denn das heißen? Besuchten sie sich untereinander? Sie müssen das doch wissen!“

„Ich . . . erinnere mich nicht . . . es ist schon so lange her.“

„Versuchen Sie, sich zu erinnern! . . . Sie waren der einzige Diensthote im Hause, nicht wahr? Also öffneten Sie doch die Tür!“

„Ja . . . das tat ich!“

„Nun, dann müssen Sie doch wissen, ob Frau de Bellice oft kam?“

Luise Donnaz schwieg mit gesenkten Lidern. Sie bewegte die Lippen, als ob sie die Worte faule, die sie zurückhielt.

„Sie müssen antworten; haben Sie Frau de Bellice oft die Tür geöffnet?“

„Nicht oft!“

„Manchmal?“

Das Schweigen der alten Frau wurde immer beängstigender.

„Vielleicht nie? Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen antworten. Ist Frau de Bellice nie zu Ihrer Herrschaft gekommen?“

„Weiß ich das . . . wie kann ich das wissen?“

Herr Motiers de Fraisse nahm seinen gebieterischen Ton wieder auf.

„Beweis müssen Sie das wissen! Sagen Sie es!“

Wieder warf die alte Frau verzweifelte Blicke umher, wie ein Ertrinkender, der keine Hilfe mehr erwartet, und instinktiv Vermantes den Rücken zuwendend, gestand sie:

„Vielleicht . . . nun . . . nun . . . vielleicht nie!“

Ihre Erregung, ihre Haltung, ihr Ton verschlimmerten den zweideutigen Sinn ihrer Worte. Dennoch zögerte Herr Motiers des Fraisse mit Rücksicht auf den Toten, eine Erklärung zu verlangen, die ihm Aufschluß geben konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kastell.

Von Walter v. Molo.

(Schluß.)

Ohne die geringste Spur einer Ueberraschung zu zeigen, und als wäre meine Anwesenheit das Selbstverständlichste für ihn, kam er auf mich zu und drückte mir die Hand. Er sprach ruhig und freundlich, als hätten wir uns gestern zum letzten Male gesehen, als läge nicht ein langer, unüberbrückbarer Zeitraum dazwischen. Seine Frau beachtete er nicht.

Er war noch hagerer geworden, und die Schläfen schimmerten grau. Der bartlose Mund trug noch den gleichen hochmütig abweisenden Ausdruck, den auch die hohe, etwas vorgeneigte Aristokratengestalt, die starke Degenerationsmerkmale aufwies, unterstrich. Sein Gang war schleichend, laßenartig; mir fiel auf, daß er stets die Häufte geballt hielt, als fürchtete er, sich jeden Augenblick gegen einen verborgenen Feind zur Wehre setzen zu müssen. Die Augen hatten einen bössartigen, heimtückischen Ausdruck, der noch dadurch verschärft wurde, daß die Liderbedel nur einen schmalen Streifen der Pupille frei ließen. Er sah aus wie ein Schicksalsdarsteller, der weiß, daß der letzte Akt des Dramas begonnen hat.

„Ich werde Dir jetzt das Zimmer zeigen, in dem Du wohnen wirst.“ — Warum hat Frau Mia gesagt, daß er von meinem Kommen keine Ahnung hätte, daß ich nichts von ihrem Notschrei verraten sollte? — „Du wirst wieder oben im Schlafzimmer mit der Aussicht auf das Meer wohnen. Ich habe Dir ein paar alte Bücher hinaufgegeben, die Dich interessieren werden. Zu Deiner Verteidigung liegt der Venezianerdolch auf dem Nachtschisch.“

„Hast Du so gefährliche Nachbarschaft? Und Du sagst wieder . . .?“

„Komm!“

Wir stiegen die Treppe hinan, unsere Tritte weckten hallenden Lärm in den dicken Mauern, in denen noch die klingende Kälte des Winters sah. Als wir den Treppenaufgang erreicht hatten, blieb ich

unwillkürlich haken. Von dem Lichtprisma einer Schießluke grell beleuchtet, stand auf einem Marmorsockel eine Büste Dantes Alighieri. Die Bronze des Schädels wies einen klaffenden Hieb auf, der dem eindrucksvollen Kopf in der Beleuchtung des Lichtes, das von den bewegten Wellen draußen reflektiert wurde, etwas Unheimliches, Gespensterhaftes gab.

„Damals habe ich daneben gehauen,“ sagte mein Freund und fing mit den gelben, schadhafte Zähnen die Oberlippe.

„Du hast die Büste in Deinem Roman erwähnt, ich erinnere mich dessen genau.“

„Erinnerst Du Dich?“ Er schrieb die Worte und zitterte am ganzen Leib. Ein konvulsives Zucken ließ die Muskeln seines Antlitzes flattern. Er griff mit der Rechten nach seiner linken Hüfte hinüber, als trüge er dort ein Wehrgehäng, aus dem er die Waffe reißen wollte. Der heulende Schrei einer Dampferstrome klang schwach vom Meere. Er schrak zusammen und sagte leise, fast demütig: „Komm, komm, ich will Dir Dein Zimmer zeigen . . .“

Wir standen lange beim Fenster, es hatte Ausblick auf rollendes Wasser, segelnde Wolken und grüne Höhen. Weiße gierige Zungen leckten an den Felsblöcken hinan, die weit und früh in das Meer hinaus drangen, das sie langsam zermürbte und zertrug. Die sinkende Sonne spann goldene Fäden über den tiefblauen Himmel, den seine blaßrötliche Töne zu färben begannen. Schon sanken lange schwere Schatten über den verwahrlosten Vorgärten und die zerhauene Schutzwehr der Umfassungsmauer.

„Es wird schneller Abend als sonst,“ sagte mein Freund von der Tür her, „ich will hinunter und Mia die Zeit vertreiben . . .“

Es war ein stilles Abendessen gewesen, als läge ein Toter im Haus. Die dunkle Täfelung des Zimmers strahlte die huschenden Lichter der brennenden Kerzen, die auf dem schwebenden Eisenring über dem Tische fladerten. Der Seewind strich durch die offenen Türen und Fenster und ließ die zerhackten Kettenpanzer und Waffen, die die Wände schmückten, ein leises Schlummerlied singen. Lautlos und zeremoniell servierte der alte Diener. Mein Freund war im Frack erschienen. Seine Frau sah in großer Toilette. Aengstlich huschte ihr Blick von der Zimmerdecke zu ihrem Mann und wieder zurück. Mir schien es, als beobachtete er mich mit heimlich lauernden Augen, die Frau wagte nicht, den Blick zu mir zu heben. Wir hatten, seitdem Franz vom Ede in so sonderbarer Weise unser Gespräch unterbrochen hatte, nicht mehr Gelegenheit gefunden, es fortzusetzen.

Ich grübelte: Warum hatte er sich die ganze Zeit zwischen den Worten: „Ich will Mia die Zeit vertreiben“ und dem Abendessen auf dem Stiegenabsatz vor meinem Zimmer aufgehalten? Ich hatte mehr als eine Stunde lang seinen Schritt hin und wieder schleifen hören. Als ich die Tür öffnete, nahm er meinen Arm und wich nicht eher von meiner Seite, als bis das Essen aufgetragen wurde. Er selbst berührte keinen Bissen. Und nun stand die Frau auf und verabschiedete sich mit der Lüge, sie hätte Kopfschmerz. Zweimal hatte er meine Frage, wer ihm geraten, sich hier anzusetzen, unbeantwortet gelassen, nun sah er mit blühenden Augen seiner Frau nach, die müden Ganges verschwand.

„Wir rauchen noch eine Zigarette!“ sagte er und nahm mich in seiner herrischen Art beim Arm, „jeht, abends, ist es in Deinem Zimmer am angenehmsten.“ In dem dunklen Gang, dem der heraussteigende Mond schwachen Widerschein gab, krampfte er seine Finger noch fester um meinen Arm, als fürchtete er, Gespenster zu sehen. Neuhend und schwer stieg er neben mir die Stufen hinan.

Er stieß die Tür auf und ließ mich vorangehen. Einer Instinktreue folgend, trat ich zum Fenster. Schon stand der Mond über den Uferbergen und überglänzte jede hüpfende Welle, die mitsang im Schlummerlied des Seins. Es war eine herrliche Nacht, eine Nacht, wie geschaffen, den Menschen in ferne Welten zu entführen. Wir sahen und lauschten dem Abendwind, der leise sächelnd über das Silber der Olivenbäume ging. Das Blinkfeuer des fernen Hafens strahlte auf und verschwand, ein ewiges Kommen und Gehen, ein Hoffen und Sterben, wie des unseligen Menschen Herz sein Leben lang sich narren läßt . . .

In dem hellen Biered, das die Türöffnung des Balkons in dem sattblauen Nachthimmel zeichnete, blinkten die Sterne; aus der dunklen Ecke stimmte meines Freundes Zigarette, deren Lichtkegel die gekniffene Unterlippe sehen ließ, wenn er den Rauch einzog.

Nun stand der glühende Punkt still und ward kleiner und kleiner unter der Asche, die er schuf. Meines Freundes Stimme sprach: „Du mußt mich für einen Narren halten nach allem, was Du weißt. Doch die wichtigen Dinge des Lebens sind jene, die wir nicht wissen. Aber die Menschen sind Kinder, die alles in feste Sätze bringen, und was davon abweicht, nennen sie Sünde oder Nartheit. Daß der Mensch keiner Stimme mehr gehorchen sollte als der in seiner Brust, verstehen sie nicht, darum habe ich sie stets gemieden. Ich war immer gewohnt, bedingungslos meinen je weiligen Einfällen zu folgen. Warum schüttelst Du den Kopf? Hast Du nicht auch schon Gedanken gehabt, die scheinbar grandios in Deinen Sinn kamen, die Du nicht zu deuten wußtest? So ein Gedanke ist ein feiges, geducktes Kärnerdasein wert. Woher kommen solche Gedanken? Die Menschen weisen sie schauernd von sich und fliehen das Schönste im Dasein.“

Ich hörte seine tiefen Atemzüge und das harte gepresste Lachen, das die sammetne Dunkelheit zerriß, die uns umgab. Wie Phosphor leuchtete der Venezianerdolch im schleichenden Mondlicht. Dann sprach er versponnen weiter, als hätte er meine Gegenwart vergessen, als müßte ich seine wirren Worte begreifen. „Das Kastell hat seit

alten Zeiten hier gestanden, oder meine Phantasie hat es aufgebaut, damit ich drin lebe. Wer kann sagen, daß das sei, was er sieht und hört? . . .

„Du hast das Kastell in Deinem Roman beschrieben?“

„Ich habe in diesem Hause gewohnt, lange bevor ich für dieses Leben geboren wurde — drum bin ich hier zu Hause gewesen, ohne den Ort zu kennen in meinem jetzigen Leben. Beinahe hintereinander hab ich von diesem Hause geträumt, nein, ich habe allnächtlich in diesen Mauern gelebt und gelitten. Nennst Du das Zufall? Nennst Du das Zufall, wenn aus geheimnisvollen Tiefen, die uns auf ewig verschlossen sind, Stimmungen aufsteigen, die Dir Erinnerungen bringen von einem Leben, das Dir bis heute fremd war, fremd wie der Stein, an den zufällig Dein Fuß stößt auf staubiger Straße? Was ich geschrieben, habe ich Wort für Wort aus meiner Erinnerung geschöpft, aus der Erinnerung jener Träume, die mich wochenlang überfielen, heimtückisch und blutigierig wie der feige Schakal bei Nacht, und die mich nimmer aus den Fängen ließen bis heute. Des Menschen Pflicht ist es, den geheimsten Regungen seiner Seele nachzuprüfen, und war es auch nur, um eine neue Wegtafel zu sehen, die auf falschen Weg weist. Jahrelang habe ich gegrübelt, bis ich die Lösung fand, bis ich den Mut aufbrachte, meiner Bestimmung zu folgen, in die mich das Schicksal gedrängt . . .“

Es war so still in dem großen Zimmer, daß ich das ängstliche Ricken meiner Taschenuhr hörte. Mein Blick hatte sich an das Halbdunkel der Umgebung gewöhnt und unterschied nun mit ziemlicher Deutlichkeit die Umrisse der Gegenstände im Zimmer. Ich sah, daß meinem Freunde der Kopf auf die Brust gesunken war, als schliefe er, doch ein rascher Blick zeigte mir große glanzlose Augen, in denen der Mond widerschien. Ein namenloser Ausdruck tiefsten Schmerzes war auf seinem todfaulen Antlitz eingegraben. Ich gab meiner Stimme einen leichten, sorglosen Klang und suchte das Grauen abzuschütteln, das mich zittern ließ.

„Du hast also,“ begann ich, „den Stoff Deines Romans geträumt? Das kommt oft vor. Mancher Künstler hat die besten Eingebungen bei Nacht; Du hast schwache, leicht erregbare Nerven, ich glaube, so erklärt sich alles auf natürlichem Wege.“

„Und was sagst Du dazu, daß ich Wochen später, als mein Buch schon lange geschrieben war, zufällig in meiner Zeitschrift einen Artikel gefunden, der nebst anderen alten Bauten der hiesigen Küste dieses Kastell ebenso genau beschrieb, wie mein Werk?“

„Du wirst den Artikel früher einmal gelesen haben; man vergißt leicht solche Dinge; der Traum erst ließ die Erinnerung wieder wach werden. Das ist die Lösung!“

„Der Artikel war geschrieben nach dem Tage, an dem ich mein Buch vollendete! Du kannst mir glauben, daß ich keinen Augenblick zögerte, mir darüber Gewißheit zu verschaffen. Die Chronik dieses Hauses stimmt, von kleinen Abweichungen abgesehen, vollkommen mit dem Gange meiner Erzählung überein. — Ich weiß keine andere Lösung als die, daß ich irgendwann auf Erden war, ja, lache nur! Daß dann der gewaltsame Tod des damaligen Todes alles Erlebte und Erlebte in Vergessenheit warf und mir erst lange nachher, im diesmaligen neuen Leben, die Erinnerung wieder aufsteimte . . .“

„Das ist Wahnsinn!“ wollte ich aufschreien, doch meines Freundes Stimme gewann an Kraft und sprach in eisiger Ruhe weiter, als gäbe es keine Lösung der schrecklichen Zufälligkeiten, die ich nicht anders zu nennen wagte. „Ich fuhr mit dem nächsten Zug, der ging, hierher und fand alles so, wie ich es geträumt hatte. Ich wußte, daß ich nun gezwungen wäre, mein Leben hier zu verbringen, jenes Leben fortzuführen, das ich seinerzeit nicht zu Ende gelebt hatte.“

„Und Deine Frau? An die dachtest Du nicht?“

„Meine Frau,“ sagte er mit lauerndem Ton, „die war die zweite Hälfte, die sich mit allem zum Ringe fügte, damit es kein Entrinnen gäbe.“ Er war aufgestanden und maß mit langen Schritten das Zimmer, bald gespanntig wachsend, wenn er in die Stelle der offenstehenden Balkontüre kam, bald wieder zusammenschrumpfend, in den Boden versinkend, wenn er in dem Dunkel des langgestreckten Zimmers verschwand und nur seine trockene Stimme, in der tiefe Erregung zitterte, aus der Finsternis nach mir griff. „Das Kastell stand leer. Ich kaufte es der Gemeinde ab, trotzdem es mein Eigentum war. Sie gaben es gern und billig, seit der Zeit wohne ich hier.“ Franz vom Ede war halten geblieben, er nahm hastig einen Gegenstand von der Wand und trat auf den lichtumflutheten Söller hinaus. Ich folgte ihm in einer unerklärlichen Angst, die mir die Knie wanken ließ. Warum erzählte er mir dies alles, warum breitete er die Schreden seines Wahns vor mir aus, jetzt in einsamer Nacht? Mein Blick flog den Strand entlang. Aus den Bissen blühte noch hier und da ein Licht. Das gab mir Ruhe und Sicherheit.

„Sieh dieses Bild an und sag, wen es darstellt?“

Auf den ersten Blick erkannte ich im ungewissen Zimmerlicht die Züge meines Freundes, die trotzig — aus einer Halskrause starrten! „Das ist der Erbauer des Kastells, ein florentinischer Edelmann. Das Bild hing in diesem Zimmer, es ist Jahrhunderte alt.“ Weit und groß öffnete Franz vom Ede seine Augen, daß das Weiße nach vorn trat. Ein leidender, hippokratischer Zug stand um seinen zudenden Mund. „Der Mann und ich sind eine Person!“ fließ er hervor. „Da hast Du die Lösung!“

Wie brennende, suchende Augen der Sehnsucht stierten die Blintfeuer des fernen Hafens durch das gleitende Dunkel der

Nacht. Ein Windstoß riß die Wipfel der Pinien hin und her, daß sie raschelnd schwankten. Das harte Mondlicht grub weiter in unsern Gesichtern.

„Dieses Haus war der Schauplatz schrecklicher Szenen, es ist hier ein Mord geschehen. Der Ermordete hieß Angolo. — Du weißt nicht, was dieses Wort auf deutsch bedeutet?“

„Nein.“

„Angolo heißt Ede, und des Mannes Vorname war Sebastiano.“

„Du heißt Franz!“

„Mein zweiter Name ist Sebastian, er hing mir an durch die Jahrhunderte wie ein altes Kleid, das nicht fallen will.“

„Du hast überreizte Nerven.“

„Der Mann, der Sebastiano Angolo hieß, zu deutsch Sebastian Ede, dem das Kastell gehörte, und der mir ähnlich sah wie ein Ei dem andern, starb am 14. Juni; das ist der Tag, an dem ich geboren wurde. Der Mann starb, weil ihm der Liebhaber seiner Frau durch Gift das Leben nahm. Zu spät ahnte er den Zusammenhang, er konnte sich nicht mehr rächen — er mußte hinüber. Damals! Er konnte sein Werk nicht vollenden und lebt nun das neue Leben nur seiner Rache willen!“ — Ich sah funkelnde, glühende Rabenaugen, hörte Zähnelnirschen und pfeifenden Atem, der schrille Worte schrie: „Der Mann bin ich, und Du hast mir die Frau geraubt. Mich nahm sie nur, weil Du nicht sprachst. Sie hat es selbst gestanden! Dort liegt der Dösch! Nimm ihn und töte mich wieder, wenn Du es kannst!“ Ich hörte einen Hahn knaden, sah blitzendes Eisen und eine jäh zerflatternde Wolke, der der Hall eines Schusses nachlärmt, durch die Sternennacht. Man wollte mir ans Leben, das goß Kraft und lebensstarke Robheit in meine Adern! Ich umklammerte ihn und hielt ihn fest, bis die Leute kamen. —

Willenlos ließ er sich fortführen. Ruhig, wie schlafend, sah er neben uns, als wir ihn, noch in der Nacht, zur Anstalt brachten. Mit kindischem Lächeln zogen seine schwankenden Finger das hüschende Mondlicht, das durch die herabgelassenen Vorhänge des rumpelnden Wagens schlich. Ein armer Narr.

Er starb bald darauf — am 14. Juni.

Leipziger Baufach-Ausstellung.

Das Baufach im Wirtschaftskörper.

In der Betonhalle der Internationalen Baufach-Ausstellung zu Leipzig ist eine wissenschaftliche Abteilung untergebracht, die eigentlich in allerhand Anlaufstellungen einen der wesentlichen Zweige demonstrieren sollte, für die eine solche Spezialausstellung da ist. Nämlich: was bedeutet das Baufach im wirtschaftlichen Organismus? Es ist die Frage nach dem Wieviel, die in dieser Ausstellung mit beantwortet werden sollte.

Dieses Thema aber ist eigentlich nur in einer einzigen Gruppe, der für Statistik, gestreift und in einer Form, die nur durch eingehendes, zeitraubendes Studium erfasst werden kann; auf 250 Blättern, 90 zu 120 Zentimeter groß sind das Baugewerbe, seine Entwicklung, seine Betriebe, die Unternehmungsformen, die Arbeiter, die Arbeitszeit, die Löhne usw. behandelt. Man kann die statistischen Daten bequemer in den Statistiken über die Berufs- und Gewerbebezahlung nachlesen und so wäre es wohl überflüssig, darüber besonders zu berichten.

Aber wir erhalten ein viel lebendigeres Bild von der Stellung des Baufaches im Wirtschaftskörper, wenn wir die ganze Ausstellung unter diesem Winkel betrachten. Das Baugewerbe, d. h. die Zusammenfassung aller im Baugewerbe vorwiegend beschäftigten Berufe und Personen muß die Entwicklung des Bauwesens in seiner Struktur widerspiegeln. Hier akkumuliert sich alles. Wo früher zehn für die Zeit ihrer Erbauung schon respektable Bürgerhäuser standen, da erhebt sich jetzt ein Haus. Haus und Baublock wollen immer mehr ein Begriff werden. In demselben Sinne akkumuliert sich natürlich auch das Baupapital und die Baunternehmung. Im wesentlichen bauen wir noch handwerksmäßig, aber die kaufmännische Organisation des Baugewerbes ist kapitalistisch, die Erzeugung und Bewegung der Baumaterialien ist industriell geworden; der handwerksmäßige Maurer, Zimmerer, Betonarbeiter steht dazwischen.

Was für das eigentliche Baugewerbe gilt, das trifft auch bei den Materialproduzenten zu. Früher war es nur der Steinbruch, die Ziegelei, die Sägemühle — heute sind es die Industrie der Steine und Erden, die keramische Industrie im besonderen, die Metallindustrie, die Holzindustrie, die mit dem Baufach zusammenhängen, und auf die jede Störung des Baumarktes empfindlich zurückwirkt. Diese Hilfsindustrien arbeiten zu einem großen Teil ausschließlich für das Baufach. Immer vielfältiger wird die Zahl der Baustoffe nach Material, nach Form und Art und System. Immer größer wird das Angebot, und immer weniger muß sich der Mann vom Bau der Beschränkung fügen, die früher zwingend war, und die den alten Bauwerken vor allem ihren bodenständigen Charakter ausdrückt, nämlich, heimisches Baumaterial zu verwenden. Es waren berühmte, durch alle Geschichte fortlebende Ausnahmen, wenn am Racherer Dom die Säulen aus dem Palast des Theoderich zu Ravenna verwendet wurden, oder wenn die Kölner den Sandstein zu ihrem Dome aus dem Siebengebirge, die Straß-

burger den roten Baustein zu ihrem Münster aus den Vogesen holten. Heute ist der sarracische Marmor, der schwedische Granit, das schwedische, das überseeische Holz überall Baumaterial geworden; die entwickelte Technik der Lastenförderung arbeitet zu einem großen Teil für das Bauwesen. Die moderne Eisenbauweise läßt es zu, daß eine Hasenüberbrückung für Sidney in Australien in Nürnberg und Augsburg gebaut und in groß zerlegtem Zustande über das Weltmeer um den halben Erdball herum transportiert wird. Der Eisenbau wird industriell, wird Fabrikarbeit, und der Lastenverkehr muß unter solchen Umständen gerade vom Bauwesen gewaltig in Anspruch genommen werden. Nicht nur in diesen großen Verhältnissen: auch im lokalen Verkehr; die Baumaterialien, der Mörtel, die Wandplatten werden immer mehr industrielles Fabrikat, das auf der Baustelle nur noch verarbeitet oder zusammengefügt zu werden braucht.

Aber nicht nur für die eigentliche Produktion ist das Bauwesen von Bedeutung. Der Geldmarkt, das mobile und das immobile Kapital, das Hypothekensystem, die Unterbringung öffentlicher Mittel im Bauwesen — in welcher Weise alles das mit dem Bauwesen zusammenhängt, wie es von der Konjunktur auf dem Bauplätze bestimmt und geregelt wird, das zeigt eben die wichtige Stellung des Bauwesens im Wirtschaftskörper an. In der statistischen Gruppe der wissenschaftlichen Abteilung wird in Diagrammen einzelnes davon erklärt: der Grundstücksbesitz, der Grundbesitzwechsel, die Grundstüdnutzung, die Bautätigkeit, die Wohnungsnutzung, die Bevölkerungsbewegung und ähnliches, alles lediglich unter statistischen Gesichtspunkten. In einer anderen Gruppe der wissenschaftlichen Abteilung werden die Probleme des Grundstücksverkehrs, des Hypothekensystems und des Bauplätze vom städtebaulichen Standpunkt aus erörtert.

Der Städtebau ist ja nicht nur ein baukünstlerisches, sondern auch ein wirtschaftliches Problem. Die öffentliche Wirtschaft ist vielleicht noch enger mit ihm verbunden, als die ästhetische Kultur, die im Städtebau auf die durchgreifendste Weise gefördert oder geschädigt werden kann. Aber wie mit dem verfügbaren Grund und Boden gewirtschaftet, wie er baulich aufgeschlossen, nutzbar gemacht wird, wie aus ihm die ungeheuren Werte der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung entspringen, das alles weist dem Bauwesen eine ganz besondere Stellung im Wirtschaftskörper zu. Um so mehr, als aus der Aufschichtung des Bodens wieder neue öffentlich-wirtschaftliche Bauaufgaben entstehen: die Bauten für die Hygiene der Städte und Wohnungen, die Wasserbauten, vor allem die Talsperren und Flußregulierungen, deren Effekt immer wieder in das Gebiet der öffentlichen Wirtschaft zurückwirkt, sind Sache der Gemeinde, des Staates. Sie werden aus öffentlichen Mitteln bezahlt und ihre gute oder schlechte bautechnische Durchführung muß auf den Wirtschaftskörper Einfluß haben. Mit dem Wohnungswesen ist es ebenso; es ist viel mehr, als eine Produktionsangelegenheit des Baugewerbes; sowohl unter dem Gesichtspunkte der Wohnungspolitik als auch der Wohnungshygiene betrachtet, wird das Wohnungswesen aus einer Fachsache zu einer öffentlichen Aufgabe, die ihren Impuls von der Allgemeinheit erhält, und deren Wirkungen wiederum in mannigfaltiger Weise im Wirtschaftskörper zum Ausdruck kommen. Das Wohnungswesen ist sowohl in der wissenschaftlichen Abteilung in einer Gruppe der Siedelungen, wie auch in einer speziellen Wohnungsgruppe behandelt. In der Gartenstadt Marienbrunn, die der Ausstellung angegliedert ist, und die zum Teil bewohnte, zum Teil unbewohnte Einfamilienhäuser zeigt, wird das Wohnungswesen der Gegenwart, wie es sein sollte und sein könnte, illustriert.

Dem Bauwesen liegt aber nicht nur die technische Bewältigung einer großen modern-sozialen Aufgabe, wie eben der Wohnungskultur ob. Das Bauwesen als Gewerbeorganismus muß bei seiner Entwicklung auch in sich selbst sozialen Kämpfen Raum geben. Es braucht hier nicht umständlich auseinanderzusetzen zu werden, wie diese Kämpfe zwischen den starken Koalitionen der Unternehmer und der Arbeiter im Baugewerbe auf den Wirtschaftskörper einwirken. Die Bautätigkeit stodt, die Fertigstellung begonnener Bauten verzögert sich, Zinsverluste, Mietausfälle, Steuerausfälle entstehen, und der ganze Umkreis, der mit dem Bauwesen verbundenen Gewerbe und Industrien leidet unter den Störungen, so daß sich die Gefährlichkeit wohl verstehen läßt, mit der man von dritter Seite her an der Schlichtung solcher sozialen Kämpfe Anteil nimmt. Außer den Lohnkämpfen der Kohlenbergleute und der Transportarbeiter sind keine anderen von so tiefgreifender Wirkung auf den Wirtschaftskörper als die im Baugewerbe. Die Bauausstellung wäre der Ort, das mit größter Deutlichkeit zu zeigen; ich entfinne mich aber nicht, einen Hinweis auf diesen Punkt irgendwo bemerkt zu haben.

Dagegen ist eine andere mit dem Bauwesen engverbundene soziale Frage in erfreulicher Breite erörtert: der Bauarbeiterzuschuß. Es soll hier darüber noch besonders berichtet werden, für heute nur einige Angaben. Eine Sonderausstellung behandelt die deutsche Arbeiterversicherung; sie ist ein alter Bekannter fast aller Ausstellungen der letzten Jahre. Ihre Veranstalter sind Ortskrankenkassen, Gewerkschaftsversicherungsvereine und das Reichsversicherungsamt. Der Bauarbeiterzuschuß ist behandelt in der IV. Gruppe der wissenschaftlichen Abteilung. Unfallverhütung und Bauarbeiterhygiene sind unter Mitwirkung von Universitäten

sehr reich beschriftet; wenn auch manches davon aus der Dresdener Hygiene-Ausstellung wieder zum Vorschein gekommen ist, so kann das kein Fehler sein. In einem eigenen Gebäude zeigt die General-Kommission der Gewerkschaften Deutschlands den Bauarbeiterzuschuß bis in seine letzten Verzweigungen praktisch und theoretisch.

Damit ist noch eine andere Beziehung berührt, die das Bauwesen auf öffentliche Wirtschaft hat. Die soziale Hygiene, die Hygiene der Arbeit, an der nicht nur die Arbeiter, sondern auch ihre Frauen und Kinder interessiert sind. Die Volksgesundheit hebt sich in dem Maße, als die Berufsgefahren, die im Baugewerbe außerordentlich groß sind, vermindert werden. Die Volksgesundheit, die Grundlage der nationalen Kraft zu pflegen, ist eine öffentliche Aufgabe und in dem Maße, wie die Gewerbehygiene des Bauwesens verbessert wird, wie Mittel und Wege dazu gefunden werden, wie der gute Wille dafür erstarkt, so werden sich jene armen Krippel in der Zahl vermindern, die im Kaufschrot Brot finden wollten und dabei mit ihrem gesunden Leib zahlen mußten.

S. S.

Kleines feuilleton.

Erdfunde.

Wenn der Hella speit. Wie erinnerlich sein wird, trat der Hella auf Island Ende April in eine Periode starker Ausbrüche ein. Zur Beobachtung dieses Schauspiel hat eine kleine Gesellschaft von isländischen Herren eine Reise zu dem Feuerberge unternommen, und einer der Teilnehmer an dieser sehr interessanten Fahrt, Herr Guttsbesitzer Eggert Briem, gibt jetzt von dieser Fahrt in dem Kopenhagener Blatte „Politiken“ eine anziehende und lebensvolle Schilderung. Daß die Expedition sich dem in voller Tätigkeit befindlichen Abgrunde bis auf 200 Meter Abstand nähert und so den vulkanischen Vorgang aus allernächster Nähe beobachten konnte, das verdankte sie allein dem Umstande, daß die die winterliche Schneefläche bedeckende neue Lavaschicht vollkommen uneben in ihrer Oberflächengliederung war. Die ebene Lava nämlich, die sich in Ranten und Kammern gliedert, gelangt viel schneller zur Abkühlung als die ebene Lava, und so konnten die Reisenden, von Kamm zu Kamm springend, sich dem speienden Ungeheuer bis auf geringe Entfernung nähern. Vorsicht war freilich immer nötig, denn die Lava war sehr spröde und zerfiel leicht unter dem Druck der sie betretenden Füße.

Nach der Durchquerung dieses Lavastromes standen die Reisenden unmittelbar gegenüber einem Ausbruche, der aus fünf Kratern in einer Erdspalte in einer Länge von 300 Metern aufstieg. Es regnete Wimsstein über sie, aber da er hoch aus der Luft niederfiel, war er bereits abgekühlt, wenn er sie erreichte, und so spröde, daß er zerstäubte. Die Ausbrüche waren die ganze Zeit über völlig regelmäßig und die flüssige Glutmasse wurde auf dieselbe Weise in die Luft geschleudert wie das Wasser aus dem Geyfir, nur daß der Umfang viel größer und die Feuerfäule viel höher war, als die Wasserfäule des Geyfirs; sie stieg etwa 50 Meter hoch in die Luft empor. Die Lava, die nicht in die Luft wieder zurückfiel, sondern zur Seite geworfen ward, fiel auf die Ränder der Krater als Glutmassen, die sogleich erloschen, und auf diese Weise bildeten sie eine Erhöhung rund um den Krater, womit vielleicht der Grundstein zu einem neuen Hella gelegt wurde. Ueber der Feuerfäule stand eine am Tage dunkle Wimssteinsäule hoch in der Luft. In der Nacht zeigte sich die Säule glühend, und wenn der Wind stark genug war und in der Richtung wehte, daß er den Wimsstein von der Seite, wo man stand, wegblasen konnte, so konnte man die Feuerfäule hoch über den Bergen sehen und ihr recht nahe kommen. Durch den Luftdruck entstanden dann auch zuweilen kleine Windhosen, und die Reisenden hatten gerade das Glück, eine solche beobachten zu können. Sie wirbelte eine lange Zeit auf demselben Fleck rund herum und saugte den heruntergefallenen Wimsstein auf, bis sie ganz langsam 30 bis 40 Meter vorwärtsschritt, sich auflöste und verschwand.

Einen ganz besonders großartigen Anblick genossen die Reisenden von der Höhe Kringregjardalda nordöstlich vom Vulkan. Hier sahen sie aus dem Vulkan in einer Lücke des Kraterandes, wo er am weitesten nach Nordosten reichte, eine Feuerfäule herausströmen. Wo diese Flut den Abhang des Feuerberges erreichte, da stürzte sie als ein 9 Meter hoher und 3 bis 5 Meter breiter rotglühender Feuerfall herab, und die Reisenden konnten durch das Fernrohr genau den schäumenden Sturz der Feuermasse beobachten. Die gedachte Höhe ist ziemlich bedeutend, nur 300 Meter vom Krater selbst entfernt und bot daher eine ausgezeichnete Gelegenheit, aus der Vogelperspektive in die Kratertiefe selbst hineinzuschauen. Dort saßen sie, wie die fließende Masse sich in großen breiten Wellen bewegte, die von der Mitte des Kraters ausgingen, an seinen Rändern sich brachen und in einer gewaltigen Brandung übertraten. Es war, so bemerkt Herr Briem, die herrlichste und großartigste Schau, die man sich denken kann. „Und zunächst der Lavasturz, der Feuerfall und der speiende Vulkan, dahinter der mächtige weiße Dampf, der hoch zum Himmel emporstieg von dem geschmolzenen Schnee unter der neuen Lava, und ein Fluß, der, in seinem ursprünglichen Laufe gehemmt, durch die Lava sich durchwühlte. Weiterhin dann die schneebedeckten Berggründen mit dem Regal des Hella in klarer und stolzer Ruhe im Hintergrunde.“